



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heute vor fünfzig Jahren : Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug
von 1814. 2. : Meine Gefangenschaft und die Befreiung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem Jahr 1859, von denen das erste eine sehr gelungene Satire auf die politischen Philister und Feinriecher ist, sich unter die Fahne des schwäbischen Dichterbuchs gestellt hat. Sollten etwa selbst diese Episteln, die doch sicher sehr ungefährlichen Inhalts sind, für die Aufnahme in das münchener Buch zu verdächtig gewesen sein? Dann bleibt es nur zu verwundern, daß kürzlich im Hinblick auf die eben jetzt brennende Frage im Morgenblatt zur bayerischen Zeitung, das bekanntlich von J. Grosse redigirt wird, die Klage laut wurde: „Warum sind die münchener Dichter in dieser patriotischen Sache so stumm, daß nicht Einer bisher kräftige Klänge ertönen ließ? Ist kein Tyrtaus unter ihnen?“ Die Frage scheint sich uns nach dem Obigen von selbst zu beantworten. Immerhin aber nehmen wir gern Notiz davon, daß jener Mangel in München selbst gefühlt und diesem Gefühl Ausdruck gegeben worden ist. 7.

Heute vor fünfzig Jahren.

Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug von 1814.

2.

Meine Gefangenschaft und die Befreiung.

Wie unglücklich ich mich fühlte, Gefangener zu sein, wie ich lieber todt gewesen wäre, brauche ich nicht zu schildern; genug, ich war in Verzweiflung. Ich hatte in der letzten Zeit viel Mißgeschick erduldet. Im letzten Gefecht, das wir 1812 in Kurland hatten (1. October, an der Garosse) war ich, eine halbe Stunde etwa bevor es aufhörte, schwer verwundet worden. Am 17. September 1813, drei Wochen nach der Schlacht bei Dresden, einer Zeit, wo ich fast täglich im Gefecht gewesen, war ich wieder verwundet worden, was um so schlimmer war, als ich dadurch verhindert wurde, der großen Siegeschlacht bei Leipzig beizuwohnen. Das alles ging mir jetzt durch den Sinn, und nun gar in der Gewalt des Feindes!

Die Franzosen mißhandelten mich indeß wenigstens nicht. Sie brachten Grenzboten I. 1864.

mich auf das Schloß, ein großes altes Gebäude, und da fand ich Leidensgefährten: meinen Commandeur, den Major v. S. und noch zwei Offiziere des Bataillons, auch mehre von den andern Regimentern. F. war nicht darunter, also glücklich davon gekommen. Es war ein schlechter Trost, aber doch ein Trost, die Schmach, gefangen zu sein, nicht allein tragen zu dürfen. Trotz der furchtbaren Ermüdung, des unerträglichen Durstes und auch des Hungers, — denn seit dem Frühstück hatte ich nichts gegessen — faßte ich allmählig wieder Muth. Als ein junges Dienstmädchen vorbeiging, die aus dem Hause zu sein schien, redete ich sie in ihrer Sprache an, und als sie diese hörte, versprach sie mir auf meine Bitte, mir etwas Brod und Wasser zu bringen. Sie sah mich mitleidig an, sagte, ich solle nur da stehen bleiben, damit sie mich wiederfände, und hielt dann Wort, indem sie mir ein Stück schwarzes Brod und einen Krug mit Wasser brachte. Ich leerte denselben mit einem Zuge und bat, erquickt, aber noch immer erschöpft, mit „encore!“ um noch einen. Sie brachte mir einen zweiten, den ich ebenfalls sofort leerte, und nun erst konnte ich essen. Einen solchen fürchterlichen Durst habe ich später nur noch einmal, im Jahre 1849, als ich die Cholera hatte, empfunden. Erfrischt konnte ich nun den Marsch antreten; denn wir wurden gleich in der Nacht noch weiter transportirt. Es war tüchtig kalt, und meine Stiefel, in dem durch die schon sehr warme Februarsonne aufgethauten und aufgeweichten Boden in- und auswendig ganz durchnäßt, froren an den Füßen knochenhart. Der Marsch sollte nicht weit gehen, es wurde langsam marschirt, öfter angehalten, und viele meiner Mitgefangenen, auch von Durst geplagt, schlugen mit ihren Absäzen Löcher in den mit Wasser gefüllten zugefrorenen Chausseeegraben, warfen sich an die Erde und tranken so, wie die durstigen Thiere, aus einer Pfütze. Wir kamen an ein Dorf, da rief mich unser Major zu sich; ich solle, sagte er mir, da ich der Sprache mächtig sei, den unsere Escorte commandirenden Offizier bitten, einige Minuten halten und ihm ein wenig Wasser geben zu lassen, wobei er mir einprägte, aber ja recht höflich zu sein. Ich that es, konnte mich jedoch nicht enthalten, über seine große Demuth innerlich Glossen zu machen, da ich nach meiner frühern Erfahrung in Betreff seines Charakters ihn einer solchen plötzlichen Umänderung gar nicht für fähig gehalten hatte. Der Offizier war menschlich genug, die Bitte zu erfüllen, und so tranken viele meiner Leidensgenossen mit und wurden gestärkt.

Wir legten im Ganzen etwa drei Viertelmeilen zurück und kamen bei einem französischen Vivouak an, wo uns erlaubt wurde, ans Feuer zu treten, um uns zu erwärmen, wir könnten uns auch niederlegen, hieß es, wenn wir wollten. Es waren Gebäude in der Nähe, ich bemerkte einen Stall, wie er bei Wirthshäusern an der Straße zu sein pflegt, ging hinein, suchte einen Winkel und fand einen, in welchem schon ein Mensch lag. Obwohl ich nicht wußte

ob Freund oder Feind, — denn er lag still und schien fest zu schlafen, — lege ich mich zu ihm und schlief bald ebenfalls ein. So lag ich mehre Stunden, bis der Tag anbrach und die Kälte mich weckte. Ich ermunterte mich bald und fand jetzt, daß ich mir erlaubt hatte, den Leib meines Schlaffameraden zum Kopfkissen zu wählen. Er war ganz starr und steif, wie ich meinte, vor Frost, und rührte sich nicht. Da fasse ich ihn endlich an, fahre aber blizschnell zurück, und Grausen ergreift mich — ich hatte auf einem Todten gelegen, der entweder schon todt war, als ich in der Nacht zu ihm kam, oder erst unter mir sein Leben ausgehaucht hatte. Ich lief hinaus ans Feuer zu den Franzosen, und nachdem ich mich etwas erwärmt hatte, legte ich mich hinter einem der feindlichen Soldaten, der, die Knie in die Höhe gezogen, am Feuer saß, und Kartoffeln in der Asche briet, so hin, daß ich hinter seinen aufgezogenen Knien mich wärmen konnte. Von Zeit zu Zeit holte er eine Kartoffel aus der glühenden Asche und verspeiste sie mit großem Behagen. Das reizte auch meinen Appetit, und ich langte unter seinem Knie durch und nahm mir nach und nach 3—4 Kartoffeln. Ob er es bemerkt hatte und mich für einen Kameraden hielt, der seine Hände durchsteckte, weiß ich nicht, genug, er ließ es geschehen. Dies Frühstück, so sehr verschieden von dem am Tage vorher genossenen, erquickte mich fast noch mehr, als die damalige Chokolade.

Es war nun heller Tag geworden, da ließ sich Geräusch von marschirenden Truppen auf der Chaussee hören. Ich stand auf und begab mich dahin, sie zu sehen. Es war französische Infanterie, vielleicht dieselben Leute, die uns in Etoges gestern so geängstigt und mich gefangen hatten, ich ließ sie dicht an mir vorbeidestiliren; sie marschirten ruhig, ohne von mir Notiz zu nehmen. Ein kleiner Tambour aber, höchstens 16—17 Jahr alt, kam auf mich zu und verlangte meinen Ueberrock, und als ich mich weigerte, packte er mich, um ihn mir vom Leibe zu reißen. Das war mir doch zu viel, und ich vergaß ganz, daß ich ein ohnmächtiger Gefangener war, gab ihm einen Stoß, daß er zurücktaumelte und lief zu dem Feuer zurück. Hier bemerkte ich einen verwundeten französischen Dragoneroffizier, der neben seinem Pferde stand; zu ihm floh ich, ihn anredend: „Wenn Sie Offizier sind, so schützen Sie einen gefangenen Kameraden vor den Mißhandlungen Ihrer Soldaten!“ — Er antwortete: „Restez auprès de moi, mais il ne faut pas battre.“ Ich blieb bei ihm, bis wir zum Antreten gerufen wurden, um weiter transportirt zu werden.

Die Bewegung ging jetzt rückwärts, auch war uns vorher gesagt worden, daß wir dicht aufmarschiren müßten, niemand zurückbleiben dürfe, wer sich irgendwo aufhielte, würde ohne Weiteres niedergeschossen. Mit uns und neben uns marschirte Infanterie in Sectionen, es waren Schweizer, die mit einigen von uns in deutscher Sprache ein Gespräch anfangen und von denen wir erfuhren, daß unser Marsch nach Montmirail ging. Fast jeder von ihnen hatte ein schön-

nes weißes Brod auf seinen Tornister geschnallt. Ein Feldwebel von der elften Compagnie unseres Bataillons, Namens Suckel befand sich neben mir, er war mit einem französischen Unteroffizier, der aus seiner Truppe heraustrreten war, im eifrigen Gespräch begriffen. Ich fragte den Feldwebel, ob er kein Messer bei sich habe, und ohne zu antworten steckte er mir eins zu, jedenfalls ahnte er, was ich vorhatte. Die beiden, der Unteroffizier und der Feldwebel, marschirten nun tapfer fort, ich ging hinter ihnen und hielt das Messer leicht und leise an den schwachen Riemen, mit welchem das Brod befestigt war, bis er durchschnitten war und das Brod herunterfiel, wobei ich es aufging und nun stehen blieb und die andern vorbeimarschiren ließ. Damals machte ich mir aus dieser Handlung kein Gewissen, heut denke ich darüber anders, obgleich der peinigende Hunger Schlimmeres entschuldigen könnte. Während dessen kam ein älterer Offizier von unserm Regiment, ein Premierlieutenant v. K. g, der überhaupt schwächlich und jetzt so erschöpft war, daß er jeden Augenblick umfallen konnte, an mich heran. Ich sah seine elende Lage, gab ihm ein Stück Brod, faßte ihn unter den Arm und half ihm so eine Viertelstunde fort. Er aß wie ich und fand sich gestärkt, den Rest des entwendeten Brodes vertheilte ich unter die Uebrigen.

Beim Weitergehen empfand ich immer heftiger werdende Schmerzen an den Füßen, und bald merkte ich, daß meine Fersen wund sein mußten und ich im Blute ging. Auf einem Chausseehaufen sah ich einen alten Bekannten liegen, einen Schützen vom schlesischen Schützenbataillon (jetzigem 6. Jägerbataillon), Namens Sparschuh, einen Bayreuther, welcher früher mit mir bei derselben Compagnie gestanden hatte, als ich noch Portepéeführer war. Er war völlig angekleidet, und hatte das Gewehr und alles Gepäck neben sich. Wahrscheinlich schwer verwundet, athmete er noch und muß kurz nachher gestorben sein. Wie gern hätte ich ihm beigestanden, wenn das französische: serrez-vous! uns nicht vorwärts getrieben hätte. Er war schon 1807 einer der bravsten Soldaten gewesen, hatte aus freiem Antriebe bei uns fortgedient, weil er nicht für die Franzosen fechten wollte, und hatte nun hier, wo der noch jetzt lebende General der Infanterie v. Neumann damals mit zwei Compagnien so heldenmüthig einen Pacht Hof, in den er sich geworfen, vertheidigt hatte, seinen Tod gefunden.

Endlich erreichten wir, es mochte Mittags 12 Uhr sein, Montmirail. Wir wurden alle zusammen, Offiziere wie Unteroffiziere und Gemeine, in den Hof der Mairie geführt. Uns Offizieren gestattete man später in die obere Zimmer zu gehen und uns unter den russischen Blessirten vom sachsen Corps, das zwei Tage vorher gleich uns eine Schlappe erlitten hatte, so gut es anging, ein Unterkommen zu suchen. Unter den Gefangenen war auch mein Bursche, eine ehrliche treue Seele, wie denn überhaupt der Schlesier meist eine große Anhänglichkeit an seine Herrschaft bekundet. So gingen wir

denn nach oben in die großen Stuben und suchten uns in einer der am wenigsten belegten ein Plätzchen zum Ausruhen. Ein freiwilliger Jäger von unserm Regiment, Kowaczek mit Namen, hatte bereits in einer Ecke eine bequeme Stelle gefunden, und da noch Raum neben ihm war, nahm ich diesen ein, berechnend, daß er mir, der ich nur meinen nicht allzuwarmen Dienstüberrock hatte, wohl erlauben würde, mit unter seinem Mantel zu liegen. Meine Füße schmerzten fürchterlich, und da er hinunterging, trug ich ihm auf, mir meinen Burschen zu schicken, damit er mir die Stiefel auszöge; der kam und nach vieler Mühe und großen Qualen gelang es. Aber o Schrecken! ich hatte keine Fersen in den Strümpfen und die der Füße waren ganz blutig und rohes Fleisch. Nichts konnte man bekommen, kaum ein wenig Wasser, um sie zu reinigen, an alte Leinwand, sie zu verbinden, war nicht zu denken. Endlich erhielt ich von einem der mit gefangenen Soldaten eine Binde. Nun fing uns auch der Hunger an zu plagen, den wir eine Zeit lang durch Wasser, das zu haben und gut war, beschwichtigten. Aber lange hielt das nicht vor, und dann trat er desto ungestümer auf. Da kam, es mochte drei Uhr Nachmittags sein, der Bursche des mit gefangenen und durch drei Hiebe am Kopf verwundeten Lieutenant Mezig von unserm Regiment mit einer blechernen Gießkanne, wie man sie in den Gärten hat, zu seinem Herrn und sagte ihm: er habe auf der Chaussee heute Morgen beim Marsch ein Schöpfensviertel, das ganz zertreten und zerfahren im Koth gelegen, gefunden, es mitgenommen, gereinigt und mit Reis in dieser Gießkanne gekocht, ob der Herr Lieutenant etwas davon essen wolle? Wir richteten alle die Köpfe in die Höhe, und der Lieutenant Mezig bot uns allen an mit ihm zu theilen. Es waren aber keine Löffel da; endlich schaffte er zwei Stück, und nun wanderte er von einem zum andern, jeder nahm zwei Löffel voll, dann ging er weiter. Diese Runde machte er noch einmal, weiter aber reichete es nicht. So erhielt jeder vier Löffel köstliche Fleischbrühe von dem weggeworfenen, zerfahren und zertreten gewesenen Schöpfensviertel, eine Erquickung sonder gleichen in unserm Glend. Wohl waren wir sehr unglücklich, allein es gab manchen noch weit mehr zu Beklagenden, wovon wir bald ein Beispiel sehen sollten. Die Thüre öffnete sich, und herein kam ein Mann mit verbundenem Kopf, in einen Soldatenmantel gekleidet; er machte den Mantel auseinander, und siehe da, er hatte kein Kleidungsstück darunter, nicht einmal ein Hemd. Wir erfuhren, daß er der Lieutenant v. Mikusch von dem damaligen zehnten Reserveregiment (heutigen ersten oberschlesischen Nr. 22) war, daß er gestern niedergehauen worden und besinnungslos liegen geblieben war, und daß er die ganze kalte Februarnacht, während wir transportirt wurden, so im Freien gelegen hatte. Heute Morgen waren die Bauern gekommen, um die Todten zu plündern, und hatten ihn aller Kleidungsstücke beraubt bis auf die Stiefeln. Erst als sie ihm auch diese ausgezogen, hatte er

sich aus seiner Betäubung aufgerichtet. Die Barbaren hatten ihm nichts, weder die Beinkleider noch die Stiefeln, nicht einmal das Hemd wieder gegeben, sondern ihm nur diesen alten französischen Mantel zugeworfen, um seine Blöße einigermaßen zu bedecken. So hatten sie ihn zu uns gebracht, wo er verbunden worden war und einige Nahrungsmittel erhalten hatte. Es wurde hinunter zu den Soldaten geschickt, unter denen noch einige waren, denen man ihre Tornister gelassen hatte, und von diesen und den Offizieren oben wurde er nothdürftig mit dem bekleidet, was jeder entbehren konnte. Man räumte ihm einen bequemen Platz ein, wo er alsbald in einen tiefen Schlaf fiel. Er lebt noch heute als pensionirter Major in Breslau.

Ich hatte mich auch niedergelegt und schlief neben Kowaczek und mit unter dessen Mantel bald ein, trotzdem, daß ich von der erhaltenen Suppe nichts weniger als gesättigt war. Durch ein Geräusch in der Stube und eine laute Stimme wurde ich — es mochte etwas später als zehn Uhr Abends sein — erweckt, ich richtete mich auf und erblickte einen nicht mehr jungen französischen Offizier, der Kapitän sein mußte, mit einem brennenden Lichtstümpfchen in der Hand. Ich fragte: was es denn gäbe? „Que ce qu'il y a-t-il? sagte er, il doit être un commandant ici.“ Bei den Franzosen heißt jeder Bataillonscommandeur „commandant de bataillon“. Ich rief meinen Major. „Heißen Sie ihn Sorge tragen,“ sagte der Franzose, „daß alle sich hinunterbegeben; der Transport geht weiter, nur die, welche verwundet sind, können bleiben.“ Ich war aufgestanden, aber auf diese Worte ging ich wieder nach meinem Platz. „Was thun Sie da?“ fragte er. — „Nun, ich will mich wieder hinlegen; ich kann nicht marschiren.“ „Warum nicht?“ — „Weil ich verwundet bin.“ — „Wo sind Sie verwundet?“ — „An den Füßen, ich kann keine Stiefel anziehen.“ — „So werden Sie ohne Stiefel marschiren.“ — „Haben Sie Wagen?“ — „Nein, aber eine Meile von hier werden Wagen kommen.“ — „Darauf kann ich mich nicht einlassen, ich bin nicht im Stande zehn Schritte zu gehen.“ — „Sie werden marschiren!“ — „Ich marschire nicht.“ „Sie marschiren.“ „Ich marschire nicht.“ Da wurde er böse, zückte seinen Degen und sagte: „Sie marschiren, oder“ — Ich riß meinen Rock auf und sagte: „Stoßen Sie zu, es wird Ihnen viel Ehre machen.“ In diesem Augenblick trat zu meinem Glück ein junger bildhübscher Offizier von der neu errichteten Nobelgarde ein und machte dem Capitain eine Meldung, worauf dieser auf mich zeigend sagte: „Prenez garde de celui-ci, il faut absolument qu'il marche, et s'il ne veut pas marcher laissez le porter en bas.“ Damit ging er zur Thüre hinaus.

Der junge Offizier sah mich an und sagte: „Vorwärts, mein Herr, beeilen Sie sich.“ Ich erwiderte: „Es scheint mir, mein Herr, daß Sie noch nicht lange Soldat sind?“ Er sagte: „O, mein Herr, hier ist weder die Zeit noch

der Ort, um ein Gespräch anzuknüpfen.“ Ich entgegnete: „warum nicht? sagen Sie mir immerhin, seit wie lange sind Sie Soldat?“ Da sagte er etwas pi-quirt: „es sind drei Monate.“ Ich antwortete, „o mein Herr, da kennen Sie noch nicht das Loos eines Soldaten, das sich in einem Augenblick ändern kann. Jetzt bin ich Ihr Gefangener, und Sie sind mein Herr; in einer Viertelstunde kann ich der Ihrige sein, was würden Sie von meiner Menschlichkeit denken, wenn ich Sie zwingen wollte, mit verwundeten Füßen ohne Stiefel bei solchem Wetter zu marschiren? Ist das menschlich? Ist das der großen Nation würdig, wie Sie sich nennen?“ — Darauf sagte er: „Sie haben Recht, bleiben Sie!“

Während ich mich mit dem alten Issegrim von Capitain gezannt und mit dem jungen Offizier parlamentirt hatte, war die Stube ziemlich leer geworden. Ich legte mich ruhig wieder in meinen Winkel, wo ich nun keinen Mantel mehr hatte, da der freiwillige Jäger mit marschirt war. Das ganze Gebahren der französischen Truppen, die Eile, mit der sie jetzt zurückgingen, überhaupt rückgängige Bewegungen machten, hatte mich überzeugt, daß es mit ihnen, obgleich sie uns besiegt, schlecht stände, und daß es nur darauf ankäme, sich irgendwo vierundzwanzig Stunden verbergen zu können, um wieder frei zu werden. Mein Commandeur hatte noch die am 1. October 1812 empfangene russische Kugel im Bein, an welcher er über ein Jahr gelegen hatte; er war nur so weit hergestellt, daß er zur Noth reiten konnte; denn es waren noch drei Löcher vorhanden, die fast gar nicht schmerzten, aber immer noch verbunden werden mußten. Er brauchte nur seine Beinkleider fallen zu lassen, um zu constatiren, daß er auch verwundet war, und konnte also ebenfalls da bleiben, aber es ist ein Unterschied zwischen zweiundzwanzig und einigen vierzig Jahren.

Wir, die wir zurückgeblieben waren, konnten lange nicht einschlafen. Es wurde viel hin und hergesprochen, alle waren der Meinung, daß es mit den Franzosen schlimm stände, hegten aber auch die Besorgniß, es könne Montmirail der Schauplay eines Gefechts und dann vielleicht durch Granaten in Brand gesteckt werden, wo wir dann jämmerlich verbrennen müßten. Ich theilte diese Besorgniß nicht und war übergücklich, dem Transport in der kalten Februarnacht und noch dazu barfuß entgangen zu sein. So schlief ich denn endlich ein und blieb bis an den hellen Morgen liegen. Da kam mein Bursche herauf, der sich unten in dem weitläufigen Hofe mit noch einem Mann von der Compagnie glücklich versteckt hatte und so dem Transport gleichfalls entgangen war, und erzählte, daß in der Stadt eine große Stille sei, daß die Einwohner hin und herliefen und daß keine Wachen mehr da seien. Er sei mit noch einigen auf der Straße gewesen und sie hätten verstanden, daß Russen im Anmarsch wären. Es dauerte auch gar nicht lange, so hörten wir Trompetengeschmetter, russische Cavallerie marschirte durch, wir waren also nicht mehr Gefangene.

Unsere Burschen kamen herauf und verkündeten uns: es sei die russische Gardécavallerie unter dem General v. Diebitsch, die uns befreit habe. Vor allen Dingen wurden nun unsere Leute beauftragt, uns ein Frühstück zu verschaffen, welches unter Leitung des erfahrenen Burschen des Lieutenant Mehig, der etwas französisch sprach, bei den Oestreichern gedient hatte und schon früher bei den Franzosen Gefangener gewesen war, bald herbeigeholt wurde. Sie brachten uns Brod, Käse und Wein; ich befahl meinem Burschen, mir ein paar Schuhe nebst Gamaschen zu besorgen, die ich denn auch bald erhielt, da diese Fußbekleidung damals von den Franzosen häufig getragen wurde. So ging ich denn, obgleich ich die Schuhe der wunden Fersen halber nicht anziehen konnte, sondern hinten niedertreten mußte, so daß sie nur durch die sehr gut passenden Gamaschen an den Füßen festgehalten wurden, hinunter auf die Straße.

Raum war ich aus der Thür, so wurde ich bei meinem Namen gerufen. Ich sah mich verwundert lange um, konnte aber den Rufer nicht entdecken, bis Ich ihn in einem großen gegenüberstehenden Hause aus dem Fenster lehnen sah. Es war der Lieutenant v. Merlag vom Regiment, Adjutant beim zweiten Bataillon, der fragte mich ganz verwundert, was denn los wäre? „Nun,“ antwortete ich, „wir waren gefangen und sind nun frei, wo kommst Du denn her?“ — „Ich bin auch Gefangener gewesen. In der Nacht wurde ich von den Truppen, die mich gefangen nahmen, bis hierher mitgenommen, wo ich auf besondere Empfehlung des französischen Bataillonscommandeurs bei dem hiesigen Maire einquartirt wurde. Ich habe hier vortrefflich geschlafen und bin erst jetzt durch den Spektakel aufgeweckt worden. Ich werde gleich zu Dir hinunterkommen.“

Die ganze russische Gardécavallerie hatte Halt gemacht und lagerte vor der Stadt. Wir gingen zum General v. Diebitsch, um uns zu melden und uns zu erkundigen, wohin wir uns dirigiren sollten, um wieder zur Armee zu kommen? Er sagte uns, er ginge nach Mery, dort sei auch unser Hauptquartier. Ich bat den General uns mitzunehmen, was er rund abschlug, da wir nicht mit ihm marschiren könnten und er keine Pferde für uns habe. Merlag trennte sich von mir und muß es möglich gemacht haben, vorwärts zu kommen. Ich mit meinen kranken Füßen konnte leider nicht daran denken und ging nach Montmirail zurück, um mit den älteren Kameraden zu überlegen, wie wir zu Transportmitteln gelangen könnten. Nach einigem Nachfragen erhielten wir wirklich zwei große Karren, auf denen wir, sieben an der Zahl, worunter ein Hauptmann v. Schachtmeier, uns so gut als möglich zu placiren suchten; unsere Burschen gingen zu Fuß. Wir dirigirten uns auf Mery, konnten den Ort aber nicht erreichen; die Gegend war wegen einzelner französischer Detachements unsicher, und da den Einwohnern auch nicht zu trauen war, so beschloßen

wir nach Troyes zu gehen, wo das große Hauptquartier und auch das unserö Königs sein sollte.

Gegen Abend erreichten wir ein ansehnliches Dorf, dessen Namen ich nicht mehr weiß, wo wir Quartier erhielten und der größern Sicherheit wegen mit unsern Burschen zusammenblieben. Die erste Frage war nach einem Wundarzt, weil der Lieutenant v. Mikusch und Mehlig, seit zwei Tagen nicht verbunden, große Schmerzen litten. Es war ein solcher im Dorfe vorhanden, und unser Wirth versprach, daß er am andern Morgen zur Stelle sein solle. Er kam auch wirklich und war bereit, die Wunden zu untersuchen und zu verbinden. Es schien ein geschickter Mann zu sein. Einer von uns unterstützte ihn, indem er ein Gefäß hielt, um den alten Verband aufzunehmen. v. Mikusch wurde zuerst vorgenommen, die Wunde roch aber so widerlich, daß dem Assistenten übel wurde. Einem anderen, der an seine Stelle trat, ging es nicht besser. Zulezt übernahm ich es, indem ich mich über ihre Weichlichkeit moquirte: indeß, nachdem ich es etwa zehn Minuten ausgehalten hatte, länger als jeder andere, wurde mir so eigenthümlich zu Muth, daß ich beinah umgefallen wäre und kaum das Becken abgeben konnte. Der Lieutenant sah auch gräßlich aus! es war ihm unter einem der Ohren der Rinnbackenknochen durchgehauen worden und die Wunde klappte so auseinander, daß man beinah einen Finger, und nicht etwa bloß den kleinen, hineinlegen konnte — in meinem Leben hatte ich noch keine solche Verletzung gesehen. Wenn man bedenkt, daß er die Nacht vom 14. zum 15. auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und jetzt seit dreimal vierundzwanzig Stunden nicht mehr verbunden war, so ist es zu verwundern, daß er noch lebte.

So setzten wir unsern Marsch fort, und zwar wegen der Verwundeten sehr langsam. Am 21. oder 22. kamen wir nach 9 Uhr Abends in Troyes an, wo der Hauptmann und ich, als die mobilsten es übernahmen, zum Commandanten zu gehen und Quartier für uns zu besorgen. Dies war ein russischer Capitän, der uns ziemlich unfreundlich empfing und Umstände machte uns unterzubringen. Der Hauptmann jedoch sagte ihm sehr ernst seine Meinung und drohte, sofort zum russischen Kaiser zu dringen und sich über seinen Mangel an Kameradschaft zu beschweren, er sei Commandant und es sei seine Schuldigkeit, für das Unterkommen jedes Soldaten zu sorgen, um wie viel mehr für im Glende sich befindende preussische Offiziere. Das half, und er gab uns für uns und unsere Burschen eine Anweisung, mit welcher wir auf die Mairie gingen und alle zusammen ein Quartier in einem sehr guten Hotel erhielten. Wie behaglich es war, nach einem guten Abendessen in einem guten Bette ruhen zu können, kann nur der begreifen, welcher solche Strapazen durchgemacht hat wie wir.

Ehe wir uns niederlegten, wurde Rath gehalten, was morgen zu thun sei, und man kam zu dem Beschluß, daß zwei von uns, Lieutenant Mehlig von Grenzboten I. 1864.

unserm Regiment und ich, früh spätestens um neun Uhr uns aufmachen und beim Commandanten des königlichen Hauptquartiers, Hauptmann v. Pl . . . o uns melden und um Mittel petitioniren sollten, uns zu kleiden und weiter zu kommen. Dies wurde denn auch ausgeführt. Wir wurden bei dem Herrn Hauptmann vorgelassen und brachten unser Gesuch an. Allein trotzdem, daß Megig in seiner einfachen Uniform ohne Ueberrock oder Mantel, mit dem kreuzweis verbundenen Kopfe, über und über mit Blut besleckt erschien und ich den französischen weißen Kürassiermantel, den ich in Montmirail, als wir befreit waren, einem Franzosen abgenommen hatte, auseinanderschlug und meine defecten, zerrissenen Inexpressibles, meine verbundenen franken Füße zeigte, wurden wir mit wenig Theilnahme empfangen. Der Hauptmann bedeutete uns, wir möchten sehen, wie wir uns selbst hülfsen; er könne nichts für uns thun; es sei hier alles so im Wirrwarr, daß an Geld und Kleidungsstücke nicht zu denken sei. Empört verließen wir den Herrn Kameraden und beschloßen, vor dem Hause stehen zu bleiben und irgend einen Adjutanten des Königs zu erwarten.

Da fiel mir ein, daß mein Hauptmann aus der Campagne von 1806/7, nun Oberst und Flügeladjutant des Königs, sich hier befinden müsse, und ich sagte dies Megig mit dem Bemerkten: er möge warten, ich wolle zu dem Obersten gehen. Sein Quartier war neben dem Sr. Majestät; ich fand ihn bald und bat um seinen Rath. Er schoß mir zwei Friedrichsdor vor, indem er hinzufügte, er habe in dieser Noth selbst keine großen Mittel, wolle aber mit dem Könige sprechen und ihm unsere Lage vortragen. Ich kam zu Megig zurück, fand ihn im Gespräch mit einem jungen Prinzen, unserm jetzigen König Wilhelm, und hörte, wie dieser zu dem Lieutenant sagte: „Bleiben Sie hier und warten Sie; ich werde es dem Vater sagen.“ Damit lief er ins Haus zurück. Ich fragte meinen Kameraden: „Wer war das?“ — „Ich weiß nicht, es muß einer unserer Prinzen sein“, sagte er. „Ich bleibe nicht hier, das könnte uns schlecht bekommen.“ — „Warum denn?“ fragte ich. — „Nein, ich habe den Hauptmann verklagt, und da kann es uns schlecht gehen.“ Trotz meines Zuredens war er nicht zu bewegen, zu warten, und da er ein älterer Offizier war, — er war früher Feldwebel gewesen und ein erfahrener Mann — fügte ich mich, und wir begaben uns weg. Ich ging nun, um ein paar gute Strümpfe zu suchen, die ich auch von schönster Qualität fand, die aber so lang waren, daß sie mir weit übers Knie gingen, auch waren sie theuer; denn sie kosteten funfzehn Franken, da ich aber keine anderen bekommen konnte, mußten sie mir recht sein. Ferner besorgte ich mir ein paar bequeme Schuhe, welche ich ohne große Schmerzen an meinen wunden Füßen tragen konnte. Nun besah ich mir die Stadt, die nicht unbedeutend ist, und da begegnete mir der Hauptmann und Commandant des Hauptquartiers, der mich wahrscheinlich an meinem französischen Mantel sofort wieder erkannte, auf mich zutrat und sehr artig fragte: „Sie

sind ja wohl auch einer von den aus der Gefangenschaft befreiten Offizieren?" Auf meine Bejahung ersuchte er mich, ihn in seine Wohnung zu begleiten; denn Se. Majestät hätten befohlen, es solle für uns gesorgt werden; er würde mir ein Schreiben an den General Grafen v. Lottum geben, das ich selbst zu ihm tragen sollte. Ich begleitete den Hauptmann, der sich jetzt sehr theilnehmend nach unserer Geschichte erkundigte und mir das Schreiben nebst Anzeige der Wohnung des Grafen übergab. Ich lief sogleich hin, erfuhr aber zu meinem Leidwesen, daß der General beim Könige sei und wahrscheinlich vor Abends neun Uhr nicht zu sprechen sein werde. So kehrte ich denn in mein Quartier zurück, wo alle ausgeflogen waren.

Ich war eine Zeit lang allein in unserm Zimmer, da hörte ich vor demselben ein Geschrei von einer Frauenstimme. Ich reiße die Thür auf und sehe einen von unsern Burschen, denselben, der uns in Montmirail die Suppe gekocht hatte, sich gegen ein anständig gekleidete junges Mädchen Brutalitäten erlauben. Ich fuhr mit einem Donnerwetter auf den Kerl los, der sofort das Hasenpanier ergriff. Das Mädchen, die Tochter des Wirths, war außer sich. Sie dankte mir inständig und sagte, wenn ich je wieder Troyes passirte, solle ich nirgends anders eintehren als hier bei ihrem Vater. Wie schön hat sie mir später den kleinen Dienst, der noch nur Schuldigkeit war, vergolten! Ich war hungrig vom Herumlafen und bat sie um etwas Wein und Brod, was ich denn auch sogleich erhielt.

Mit Sehnsucht erwarteten wir den Abend, wo ich mich zum Grafen Lottum begab. Hier wurde ich gleich vorgelassen und sehr wohlwollend empfangen. Der General ließ sich genau unsere traurigen Verhältnisse schildern und erklärte, er wolle mir für jeden von uns ein monatliches Gehalt incl. Feldzulage geben, worüber ich ihm Quittung ausstellen sollte. Rasch fertigte ich eine Liste an, auf welcher ich alle die betreffenden unterstützungsbedürftigen Offiziere mit ihren Namen und mit Angabe der Regimenter, bei welchen sie standen, auführte. Dann erhielt ich alles in englischen Goldstücken aus der Chatulle unseres Königs, und schließlich gab mir der Graf ein Schreiben an den Oberkriegscommissär, dessen Wohnung er mir sagte, und befahl mir, heute noch zu ihm zu gehen; er sei angewiesen, was er an Kleidungsstücken, Wäsche und dergleichen besäße, an uns abzugeben. Ich verfügte mich sofort dahin, traf den Herrn glücklicherweise zu Hause und erhielt ohne weiteres die Versicherung, was da sei, solle ich bekommen; nur Kleidungsstücke habe er nicht, bloß etwas Wäsche. Zu den Kleidungsstücken wollte er mir jedoch Material geben, zu welchem Zweck er mich auf den andern Morgen früh neun Uhr an einen Ort bestellte, wo er sein kleines Magazin hatte. Die Freude meiner Kameraden, als ich einem jeden die schönen Goldstücke einhändigte, war groß. Andern Tages begab ich mich verabredetermaßen in das Magazin, wo ich für jeden von uns ein paar gute,

fast ganz neue Hemden sowie Stoff zu Uniform, Ueberrock, Beinkleidern und Mantel, rothes und gelbes Tuch zu Aufschlägen und Kragen bekam. Eins nur war zu beklagen, außer dem blauen Tuch zur Uniform war nichts nach Vorschrift: das Tuch zu Ueberrocken war anstatt grau melirt kapuzinerbraun melirt, das Tuch zu Beinkleidern, eine Art Halbkamuck, grünlich grau, das zu den Mänteln ebenso. Indeß Noth bricht Eisen und besser eine vorschrittswidrige als gar keine Kleidung. Ich hatte mit dem Empfange ein paar Stunden zu thun, und als ich endlich mit den Sachen in meinem Quartier ankam und es vertheilen wollte, waren meine Kameraden fort, weil sie erfahren hatten, daß das Hauptquartier aufbräche und wir nun nicht mehr sicher wären.

Dies war am 24. Februar. Ich lief nun gleich auf die Mairie, mir einen Wagen zu besorgen; aber da war alles in der größten Verwirrung. Alle disponiblen Pferde seien vergeben, hieß es, und nicht ein Huf mehr zu haben. Da war guter Rath theuer. — Geld hatte ich zwar in der Tasche, die Menge des Materials aber konnte ich ohne Wagen durchaus nicht fortschaffen. Doch wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten. Ein freiwilliger Jäger sah meine Verzweiflung und sagte: „Herr Lieutenant, ich habe einen großen Karren mit zwei Pferden; ich kann Sie mitnehmen, ich bin als Offizier zu den bergischen Truppen versetzt, die im Großherzogthum errichtet werden, und bin im Begriff, dahin abzureisen.“ „D,“ sagte ich, „Sie sind mir ja ein wahrer Engel vom Himmel, lieber Kamerad, aber ich habe zwei Leute bei mir und dies Material.“ „Das kann alles mit fortkommen, und ich bin froh, daß ich nicht allein reisen muß. Ein Einzelner, wie ich, ist ja nicht sicher und kann todgeschlagen werden, er weiß nicht wie.“ Abgemacht; er kam mit seinem Karren und zwei tüchtigen Pferden nach meinem Quartier, wo wir erst noch etwas zu Mittag aßen und dann nach Bendeuvre aufbrachen, zehn Lieues von Troyes, wohin meine Kameraden gegangen waren. Abends spät kamen wir an, es gelang mir, zu einem von meinen Kameraden ins Quartier zu kommen, und des anderen Tages vertheilte ich das mitgebrachte Tuch, welches sie natürlich mit großer Freude empfangen.

Es lag mir nun daran, mir Kleidungsstücke machen zu lassen, zu welchem Ende ich eine etwas größere Stadt aussuchen mußte, die auf der Linie lag, wohin auch das Hauptquartier kommen würde, wenn der Rückzug weiter fortgesetzt werden sollte. Ich trennte mich daher von meinen Leidensgefährten und begab mich ohne Aufenthalt nach Bar sur Aube, woselbst ich, wenn ich nicht irre, denselben noch Abend ankam. Ich erhielt mein Quartier bei einem Advocaten Namens Angenou. Als ich aber am Morgen aufwachte, waren meine Augen zugeschworen, so daß ich sie erst nach langem Erweichen mit Wasser wieder öffnen konnte, auch waren sie ganz entzündet. Meine braven Wirthsleute nahmen den innigsten Antheil und ließen gleich ihren Arzt holen, der mir ein

Wasser gab, womit ich täglich einigemal lauwarm waschen sollte. Auch ein Schneider wurde mir besorgt, der es übernahm, mir bis zum andern Tage einen neuen Ueberrock und ein paar Beinkleider zu machen, mein alter Ueberrock diente zum Modell.

Am Abend schon kamen preussische Garden mit dem Hauptquartier an, und mein Haus wurde mit vielen Mannschaften belegt, nachdem vorher die Notiz gegeben war, daß alles, was nicht zu den Garden gehöre, ausgewiesen werde. Meine Wirthsleute erklärten indeß, daß ich mit meinen beiden Leuten dableiben solle, sie würden Mittel finden, uns unterzubringen. Das geschah auch und zwar auf eine Weise, die so recht das Zeugniß gibt, wie selbst feindliche Einwohner überaus gutherzig sein können, wenn man sie human behandelt und ihre ohnehin große Noth nach Kräften mildert. Denn als nun das Haus mit Soldaten angefüllt war, und diese nach ihrer ungebildeten Weise ungeduldig forderten, was nicht verstanden wurde, legte ich mich ins Mittel, machte meine Autorität als Offizier geltend und verbat mir jede Ungebührlichkeit in dem Quartier, wo ich sei, und die gute preussische Disciplin machte es mir leicht, alle Theile zu beschwichtigen. Für diesen kleinen Dienst waren die Leute außerordentlich dankbar. Die ganze Familie, aus dem ältlichen Familienvater, der Frau und einer bildhübschen Tochter bestehend, zog sich in ein nicht allzugäumiges Zimmer, wo ein großes französisches Bett stand, zurück; in dieses Asyl wurde ich geführt und eingeladen in dem Bett Platz zu nehmen. Ich lehnte diese Zuorkommenheit ab und bestand darauf, Frau und Tochter sollten sich des Bettes bedienen. Die Frau aber erwiderte: „Nein, mein Herr, das geschieht auf keinen Fall; für meine Tochter habe ich noch ein kleines Cabinet; mein Mann und ich werden die Nacht am Ramin zubringen. Sie, mit Ihren kranken Augen, müssen auf jeden Fall in dem Bette schlafen, für Ihre Diener aber werde ich eine Matrage bringen lassen, und wenn Sie es erlauben, werden Sie sich darauf niederlegen.“ Ich mußte mich fügen; das junge Mädchen verließ das Zimmer, und ich legte mich in das sehr gute Bett, wo ich bis zum Morgen schlief. Ganz in der Frühe schon brachte mir der Schneider meine Sachen; die Soldaten waren bereits aufgebrochen; ich machte mich dann zu Fuß mit meinen beiden Leuten auf den Weg, um zu erfahren, wohin es ging, dann aber mich irgendwo anzuschließen und womöglich zu einem Säbel zu gelangen. Alles bewegte sich auf der Straße nach Chaumont zu. Am Ausgange der Stadt traf ich preussische Gardécavallerie; ich wandte mich an einen Offizier mit der Frage, ob er mir wohl einen Säbel verschaffen könne. „Ja,“ sagte er, „einer von unseren Leuten hat gestern einen französischen Offizier gefangen genommen, der hatte einen hübschen Säbel, vielleicht hat der Mann ihn noch.“ Er suchte den Reiter auf und führte ihn zu mir, worauf ich die sehr gute Waffe bekam, allerdings für die damaligen Verhältnisse um

einen theuren Preis. Doch gab ich in der Freude meines Herzens, wieder einen Säbel zu erlangen, mit Vergnügen eines meiner englischen Goldstücke hin.

Die Musik und die leipziger Concertsaison von 1863—1864.

Gerade zehn Jahre sind verflossen, seitdem d. Bl. aus der Feder eines wohlbekannten, wenn auch ungenannten Musikkenners jene Aufsätze über die leipziger Abonnementsconcerte und über die von Wagner verkündete neue Aera der Oper brachte, welche bei ihrem Erscheinen in allen Theilen des Publicums je nach ihrer Beschaffenheit und Gesinnung eine ganze Scala von Empfindungen hervorriefen, von dem heftigen Zorne verletzter Parteilichkeit bis zur aufrichtigen Zustimmung und Freude an dem offenen Ausprechen und den zu Grunde liegenden künstlerischen Anschauungen.

Seitdem ist auf dem Gebiet der Musik manche neue Erscheinung aufgetaucht. Fragen wir aber nach dem Gewinn jener zehn Jahre für die Tonkunst, gleichsam nach dem Reinertrag dieser Periode auf dem Gebiet musikalischer Production, so würden wir unsre Ansprüche auf ein sehr bescheidenes Maß herabstimmen müssen, wenn wir uns davon besonders lebhaft befriedigt erklären wollten, und damit möge man das lange Schweigen d. Bl. in dieser Beziehung entschuldigen. Die Zeit, wo ein genialer Meister nach dem andern auftrat und die Kunst in weitere und höhere Bahnen führte, ist vorüber; selbst die großen Nachgeborenen haben uns bis auf wenige ehrwürdige Häupter verlassen, als der letzte ist Robert Schumann in das Grab gestiegen. Und so lebt es in aller Bewußtsein, daß jetzt gewissermaßen eine Periode der Ruhe ist, in der es gilt, sich des Gewonnenen zu bemächtigen, des Wortes eingedenk:

„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Jede Zeit, die auf eine große Schöpfungsperiode folgt, hat eine ernste Aufgabe zu erfüllen. Der schöpferische Genius steht in seinem Bewußtsein immer allein, allein wenigstens in seinem innersten Wesen, in dem, was ganz und vorzüglich seine Individualität ausmacht, in seinem Schaffen. Er muß und wird sich eins fühlen mit seinem Volke und seiner Zeit, die Ideen, welche sich darin erzeugen, werden ihn erfüllen; aber schon die Naivetät des echten Schaffens